# Ein Mann ohne Ehre

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 14

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-640518

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

10. FORTSETZUNG

# Ein Mann ohne EHRE

Roman von Lisa Wenger

«Auch ich», rief der Besitzer eines grossen Hotels, der für seine Freigebigkeit bekannt war. Man muss ja. Man käme sich ja wie ein schlechter Kerl vor nach Ihrer Mahnung.»

«Frägt sich», sagte der hartnäckige Doktor Weber. «Verbrechen müssen angezeigt werden.»

«Nicht, wenn der Schaden ersetzt wird, und kein Kläger da ist», warf Vögeli ein. «Ich habe es mir eigentlich auch überlegen wollen, und so reich, wie Sie, Herr Präsident glauben, bin ich gar nicht», sagte er etwas leiser.

«Es wird langen», sagte lächelnd Usteri. «Es langt immer, wenn es langen soll.»

«Schön, in Gottes Namen», sagte Vögeli ergeben. «Es gibt einem eben immer zuerst einen Stoss, wenn man sein Schwererworbenes hergeben soll.» Nun wurde wieder gelacht, denn Vögeli gehörte zu den glücklichen Erben einer ganzen Reihe von Onkeln und Tanten, die alle blinzelten, wenn man von reichen Leuten sprach.

«Und als schwarzes Schaf», schloss Vögeli, «möchte ich auch nicht umhergehen.»

«Ich kann nur von Herzen danken», sagte der Präsident. «Ich bin wie erlöst, dass wir den Ruscht nicht abliefern müssen. Weiss nicht, ob uns das vom Schicksal nicht schwer angerechnet worden wäre.» Er verbeugte sich. Die Sitzung war geschlossen.

Ninis Tage bestanden aus Arbeit und Angst. Es regte sich in ihr starke Sehnsucht nach ihrem Mann, und ihre Gefühle schwankten zwischen anhänglicher Verehrung und zorniger Verachtung.

Wenn sie des Morgens aufwachte, war sie weicher, und gab leichter freundlichen Gedanken nach. Tagsüber kam die Wirklichkeit über sie, überwältigte Liebe und Mitleiden.

Da sie unvernünftig stolz auf Othmar gewesen war, ihn ganz einfach vergöttert hatte, so zerschlug sie nun ihren Götzen zehnmal im Tag. Dass er ihr diese Schande antun konnte! Sie und die Kinder durch sein Verbrechen gleichsam abzustempeln, sie auf den Haufen der Verachteten zu werfen, ja, zu Parias zu machen, das konnte nicht verziehen werden. Nein, das wollte sie nicht verzeihen. Und dann: Aus was sollte sie nun leben? Das Vierteljahrhonorar würde bald aufgebraucht sein. Und dann?

Auftreten konnte sie nicht mehr, damit war es aus, ach, du lieber Gott. Etwas andres hatte sie nicht gelernt. Es sei genug, hatte ihr Vater gesagt, wenn man ein Ding gut verstehe.

Sollte sie Zimmer vermieten und fremde Leute ins Haus nehmen? Erstens waren die Zimmer viel zu schön, und also zu teuer, und zweitens, was sollte sie ohne Mädchen? Und ohne Putzfrauen und Wäscherinnen? Das allein würde eine Menge Geld kosten. Alles allein machen? Sich zu Tode schinden und doch nicht fertig werden? Man denke, die Kinder waren auch noch da. Und zweitens, drittens und viertens, wer wollte in der Familie eines Diebes leben? Kein Mensch.

Es streifte sie hie und da der theatralische Gedanke, mit den beiden Buben einfach in den See zu gehen. Sie verdankte den Einfall dem schaurig-traurigen Bild von Heinrich Zschokke: Die verzweifelte Mutter läuft mit ihren Kindern, eines auf dem Arm, eines am Rock hängend, dem strömenden Fluss zu. Aengstlich frägt das Kind, ob denn das Wasser nicht kalt sei? Die Fische leben immer drin, schreit die Mutter und stürzt sich ins Wasser.

Nini sah sich im See verschwinden, und die Tränen liefen ihr über die gepolsterten Wangen. Aber dabei fiel ihr ihre eigene Mutter ein. Und nun überstürzten sich die Pläne. Die würde sie aufnehmen. Vielleicht könnte sie, Nini, Singstunden geben. Dort hinten in Königsberg würde sie als Witwe gelten. Sie würde sich selbstverständlich wieder Nini Möller nennen, nicht wissend, dass sie nie jemand anders als eine Nini Möller gewesen war. Ja, das könnte gehen. Schwarz müsste sie sich sowieso kleiden. Dieb — Zuchthaus verlangten es.

Sie lebte auf. Sie sprang von ihrem Ar-



beitsstuhl in die Höhe. Das war die Rettung. So entging sie Hohn und Spott und konnte sich wieder eine Lebensstellung schaffen.

Sie lief in die dazu eigens zum Plätten eingerichtete Plättestube und arbeitete mit dunkelroten Wangen den ganzen Nachmittag. An Othmar Ruscht dachte sie erst, als sie seine Hemden unter dem Eisen hatte. Jeden zweiten Tag ein frisches Hemd, hatte sich dieser Mensch erlaubt, dachte sie empört, als sie alle zwanzig Minuten ein anderes zu plätten begann. Das ist schon das Höchste! Und nun gar einer, wie er einer ist!

Nachmittags wurde ein Herr angemeldet, und Nini erschrak. Gewiss jemand von den Vorstandsherren, überlegte sie aufgeregt. Der kommt, um mir zu sagen, dass Othmar ein Dieb sei. Sie wollen ihn verhaften. Es stehen vielleicht schon zwei Polizisten unten und hüten das Haus. Und das muss ich noch erleben und durchmachen. Sie schlug nach ihrer lächerlichen Gewohnheit die Hände zusammen.

«War der Herr allein?» fragte sie die Bedienerin.

«Ganz allein, kein Mensch war bei ihm.»

«Ziehen Sie eine weisse Schürze an, und bitten Sie den Herrn, Platz zu nehmen. Ich komme gleich, aber Ihre Schürze ist ja ganz nass? Wenn man es nur nicht gesehen hat», sagte sie ärgerlich.

«Gott, wenn man aufwäscht, ist man eben nass», sagte Frau Meier. «Man braucht ja auch nicht den ganzen Tag vornehm zu tun. Da käme man nicht weit.» Sie ging, langsam und gelassen, im Bewusstsein ihrer prachtvollen Philosophie.

Doktor Weber stand in der geschmackvollen Wohnstube am Fenster und sah hinaus auf die verschneite Landschaft, die da im Sonnenlicht flimmerte. Das Blau des Himmels und das des Sees und die beinahe ebenso durchsichtigen blauen Schatten, zusammen mit dem Weiss der Berge waren ein unbeschreiblich schöner Anblick, stand aber im Schatten der betrüblichen Mission, die Doktor Weber anvertraut worden war. Er sollte herausfinden, ob Ruscht wirklich krank sei, oder schon fort, geflohen, und sollte, im letzteren Falle erfahren, wo er sich befinde, um die Adresse zu erlangen.

Doktor Weber begrüsste die ihm natürlich bekannte Frau mit seiner gewohnten gemessenen Höflichkeit.

Jetzt kommt es, dachte Nini mit Grausen. Nun sagt er es mir. Aber es kam nicht. Weber bat höflich um Auskunft, Ruschts Krankheit betreffend.

«Wäre es möglich, Herrn Ruscht zu sprechen, bitte?»

«Es geht ja besser. Aber nein, es ist nicht möglich ... es ... er ist ...» sie verhaspelte sich.

«Würden Sie mir vielleicht seine Adresse anvertrauen?» fragte nun Weber, der bereits durch die Bedienerin, die Ruscht hatte davongehen sehen, genau davon unterrichtet war, dass er abgereist war.

«Ich habe sie doch nicht», sagte Nini kläglich.

«Liebe Frau Ruscht, es wäre vielleicht einfacher und auch klüger, wenn Sie sie mir mitteilen würden. Wir nahmen an, Sie seien über ... nun ... über diese Sache unterrichtet, und ich muss Ihnen gestehen, dass wir an die Krankheit nicht geglaubt haben.»

«Ach Gott», sagte Nini verwirrt. «Aber ich darf doch nicht ... nun so ohne weiteres — Othmar hat doch befohlen ...»

«Es liegt mir daran, Ihnen mitzuteilen, dass wir gegen Ihren Mann keinerlei Schritte zu unternehmen gedenken. Er hat, was das betrifft, nichts zu befürchten. Jedoch muss Ordnung in die Affäre kommen.»

«Ist es auch wahr?» fragte die erlöste und zugleich erst recht vernichtete Nini. «Sie wissen das alles? Es ist furchtbar für mich und meine Kinder. Dieb bleibt darum doch Dieb, nicht wahr? Und wenn viele wissen... wie soll man denn weiter leben?»

«Der Vorstand lässt, aus Dankbarkeit und Anerkennung der vieljährigen guten Dienste, die Othmar Ruscht dem Kunsthaus geleistet hat, die Sache auf sich beruhen. Wir werden schweigen. Jedoch habe ich Ihnen leider zu sagen, dass Ruschts Stellung bei uns selbstverständlich derart erschüttert ist, dass wir der Kunstgesellschaft gegenüber uns vorsehen müssen. Ruscht wird sie aufgeben müssen.»

«Ach Gott», sagte Nini Möller feuerrot und zu Tode erschrocken. Und nun liefen ihr grosse ehrliche Tränen über die Wangen.

«Um ihm von unserm Schweigen und dem Entschluss des Vorstandes zu schreiben, muss ich um seine Adresse bitten. Käme er nicht zurück, möchte es ihm doch sehr schaden in den Augen der Herren.»

Nini begann nun, aufrichtig dafür zu danken, dass ihr Mann vor dem Aergsten bewahrt werden sollte, denn das, sagte sie unter Schluchzen, hätte sie nicht überlebt. Und die Adresse sei: Paris, Rue d'Assas Nr. 122.

Doktor Weber drückte ihr noch, wie bei Todesfällen, sein aufrichtiges Bedauern aus, denn was konnte das arme Ding dafür, und verabschiedete sich.

Als er die Allee entlang ging, sich umschaute und die Harmonie der ganzen Anlage, die Treppen, Balustraden und den geistreich angelegten Garten betrachtete und bewundern musste trotz des fatalen Hintergrundes, schüttelte er dennoch den Kopf. Alle diese Kunst, dies ganze künstlerische Gefühl, das sich überall zeigt, dies Bedürfnis nach Schönheit, das Ruscht zum Unglück geworden — und dann diese Frau! Diese Frau täglich neben sich. Wie ist das möglich? Wie reimt sich das?

Ueberhaupt, wie reimt sich das alles? Höchster Kunstsinn — Geist, Kenntnisse, erschöpfendes Wissen, Talent, und ein gemeiner, nicht einmal grosser ... ich finde kein anderes Wort: Verbrecher.

*

Ruscht sass am Boulevard Madelaine in einem der Kaffeehäuser, in einer Ecke, etwas versteckt hinter einem Gestell, das über und über voll Mäntel hing. Er las die Zeitungen, deutsche, französische, wie es kam. Er las sie aber wenig aufmerksam, denn er trug einen Brief in seiner Tasche, dessen Handschrift ihm bekannt war. Er öffnete ihn nicht, er hätte nur zu verlieren. Er hatte auch keine Eile. Aber ihm wurde doch heiss und kalt. Der Brief war mit dem Stempel des Kunsthauses versehen. Wie kannten sie seine Adresse? Sie mussten sie von Nini erfragt und erzwungen haben. Und dieses Schaf gab sie. Dieser Brief konnte nur eine Finte, eine Falle sein. Oder er war gefälscht und die

# Bim Chlapperläubli umenand

Wo d'Schneeglöggli der Vorfrüelig hei yglütet gha, si der Miggu Lanz u Köbu Mettler am erschte hilbe Märzetag mit dem Chabisbähnli uf Choufdorf use gfahren u vo dört si sie z'Fuess gäge Rümlige zu. Grad gleitig isch es nid fürsi gange. Der Miggu het scho syt ere Zyt müesse Härztropfe schlücke, u dem Köbu isch der Rhümatisch gäng no i de Chnoche dasume gfahre. Alli Bott sie die Zwee blybe stah u hei gschnuppet u gchychet wie früecher albe d'Dampflokomotiv vom Schwarzeburgerli, wenn si d'Stygig vom Lanzehüserestutz fasch nümme het möge preschtiere.

«Da oben isch my Tüüri einisch wie nes vürnähms Hochzyt gsi», seit der Miggu u hocket uf ene Schtei am Wägrand, wo vo der Sunne fei scho chly agwarmet isch gsi. «Eh, z'donnerli, wo han i das voletscht ächt o gläse!»

Es wird öppen es Gschichtli vom Tavel oder vom vo Greyerz si, wo der da i Sinn chunnt», meint der Köbu, «oder amänd, amänd isch es der o numen im Troum uf em Dachbett dasumetrohlet.»

«Welewäg scho» — — u sie hei emel nid zangget derwäge.

Weder der Miggu het sech wieder einisch trumpiert gha.

Es Hochzyt isch gsi dert oben im Schloss Rümlige. Aber es isch scho schuderhaft lang syder.

— — Vo Zimmerwald, vo Chilchbärg u vo Hünige si sie cho, die vürnähme Gescht, u de vo Bärn här natürlech o, u vo no wyter. Wenn i's säge! Der Schultheiss vo Bärn, der Herr Seckelmeischter, der General Hackbrätt u d'Herrschafte vo Rychebach. U nid übel warm isch es gsi a däm Tag. Die Herre heigen emel d'Perrügge gsunnet. Bim Schloss obe hei d'Springbrünne gruuschet, u d'Pfaue vom Herr Früschig si nid minder stolz als d'Gescht i däm schöne, wyte Schlosspark dasumepromeniert. D'Musikante hei uf ihrnen Inschtrumänt düderlet u dasume gchrauet, u ds Landvolk isch i der Sunne ghöcklet u het der Gwunder gschweiget. — — —

Settigs gsehsch hüt nümme. Aber schön isch es gäng no da obe. Der Himmel spannet sis blausydige Tuech über d'Wälder u Matten u Dörfer.» Der Köbu het nume gstuunet. E so poetisch aghuuchet het er der Miggu no nid mängisch ghöre brichte. «U lue dört d'Bärge! Der Vatter Winter het se no einisch mit dem Pämsel wyss agstrichen u der Früehlig het — uf d'Vorbärgen emel — scho bruuni, blaui u grüeni Fläcke häregschmiert. Gseht's nid fasch us, wie me riesegrossi Ostereier häregleit hätt?»

«Oschtere», brümelet der Köbu. «Wenn i dänke, wo ni no Bueb bi gsi! Nüt gschlafe het men i der Nacht voranen u am Oschtermorge früeh, we d'Münschterglogge glütet hei, isch men us em Huli gschloffen un i d'Hosen un i Garten usen u het gsuecht u gsuecht. Alles het me dürnuuschet. A de Himbeerischtude het me sech d'Händ verchrauet — u de, we me de ändleche sis Näscht het gfunde gha — isch es Brüel un es Gjuz losgange, dass me hätt chönne meine, es heig da eine z'mindescht e Sack voll Vreneli gfunde.» U de hei mer die Häsli agluegt u die grüenenu blauen Eier gstrychlet u de wie ufpasst, göb der Kari oder ds Elsi nid öppis meh heigen im Chörbli.»

Das Mal isch es am Miggu gsi z'stuunen ab däm poetischen Erinnerigserguss vom Köbu. «Schöner hätt das nid emal der Gottfried Käller chönne säge», lachet er.

O der Köbu het afe warm gnue gha. Mit dem Huet i der Hand isch er blybe stah u het dem Miggu i d'Ouge gluegt. «Lue, Miggu, so geiht's eim halt, we me zrückdänkt a die Zyte, wo me Chind isch gsi, e so nes ugsorgets Möntschechind. U bsunderbar, we me de no am ene so schöne, hilbe Tag i die wyti Wält darf useluege, de — de gschpürt men eifach — —»

«Der Früehlig». U du hett o der Miggu der Huet abgno u si Perrügge la sunne.

*Chäderi.*

Polizei musste dahinter stecken. Auf keinen Fall — sie wollen mich heim locken — fahre ich. Ich wechsle den Ort, vielleicht das Land. Ich werde dafür sorgen, dass sie mich nicht einfach herausholen aus meiner Bude wie aus einem Mauseloch.

Es wäre auch nicht ganz einfach gewesen, ihn zu finden. Er trug keinen Bart mehr, was ihn sehr veränderte. Er trug sein Haar nicht mehr wie vorher. Einen Scheitel links, und die ganze Wucht nach rechts gelegt, eine Strähne womöglich noch in die Stirne hängend. Er trug es nun glatt zurückgestrichen, wie es eben die Mode zu werden begann. Er war kaum mehr zu erkennen. Die sogenannte fliegende Künstlerkrawatte war fort, ein schwarzes Plastron hatte ihre Stelle eingenommen. Der helle auffallende Ueberzieher war verschwunden und hatte einem dunkeln, braven Mantel Platz gemacht und verstärkte den Eindruck eines ganz gewöhnlichen Mannes, der ohne weiteres in der Menge verschwand. Sein auffallend gescheites Gesicht hatte er nicht ändern können, verstand es aber, durch ständig blinzelnde und wiederum niedergeschlagene Augen und durch hängende Mundwinkel sich beinahe unkenntlich zu machen. Er hatte sich geschminkt, Kenner des Theaters von Jugend auf. Seine Bewegungen waren gebändigt, seine Zunge hatte er zum Lispeln gezwungen. Ein ganz neuer Mensch sass da hinter seinem schwarzen Kaffee. Jeder seiner Bekannten wäre an ihm vorübergegangen.

Er las den Brief nicht. Ich werde abends in den Grand Guignol gehen und darnach ein Schlafmittel nehmen. Er tat, wie er sich vorgenommen. Trotz allem schlief er nur den Schlaf jener, auf welche die Polizei losgelassen wurde. Er wachte mit gedämpftem Geschrei auf. Ich werde fortziehen, war sein erster Gedanke. In die Rue St-Jacques, da sucht einen kein Mensch. Ich werde auch das zweifelhafte Vergnügen, die Statue Molières unter der Schneehaube lächerlich geworden, zu sehen nicht mehr täglich haben müssen.

Aber der Brief brannte in seiner Tasche, und wenn er zwischen Rauchen und dem Morgenkaffee seiner gedachte, begann das längst geschwächte Herz rasch und ungleich zu klopfen. Während er trank, bemerkte er einen hellen, unter der Tür hindurchgeschobenen Fleck, einen zweiten Brief auf dem dunkeln Boden. Er sprang auf und holte ihn. Von Nini. Er riss ihn auf. Er las. Langsam stieg ihm das Blut in die Stirne.

Unmöglich, unmöglich! Man gedachte ihn nicht zu verfolgen? Man hatte ihn gar nicht der Polizei verzeigt? Er zog sich hastig an. Eine grosse, prickelnde Unruhe war über ihn gekommen. War das Wirklichkeit, was Nini da schrieb? So grossherzig war der Vorstand? So unglaublich grossmütig? Das war Usteri. Keiner der andern hätte das durchzuführen übernommen und vermocht. Keinem wäre es gelungen. Immer noch lag der erste Brief uneröffnet da. Ruscht machte ihn endlich auf und sah die Unterschrift des Präsidenten.

In sehr ernstem und sehr bekümmertem Ton, in wenig Worten, sprach der Schreiber von der Entdeckung der Tatsache und von dem Entschluss des Vorstandes.

Eine mündliche Unterredung sei unerlässlich, und Ruscht werde ersucht, sich unverzüglich beim Unterzeichneten melden zu wollen. Es sei Wichtiges zu besprechen.

Ruscht, der ewig Maskentragende, wurde misstrauisch. Er kannte die Menschen. Er wusste, wie wenig üblich solche Güte war. Wie alle, die sich nicht gaben, wie sie im Grund waren, traute er andern nicht. Durch sein verdorbenes Leben vermochte er nicht, wie in seiner Jugend, Echtes von Unechtem zu unterscheiden. Und wenn doch alles eine Falle wäre? Eine Handschrift ist nachzuahmen. Einem Verbrecher gegenüber ist jede List erlaubt. Ich traue der Sache nicht, dachte er.

Er verwahrte seine beiden Briefe, packte seine Handtasche, fuhr in die Nähe des Luxembourg, und stieg, da er ein Plakat: Chambre à louer sah, drei, vier, fünf Treppen hinauf. Er klopfte, man gab Bescheid, zeigte das Zimmer und Ruscht mietete es für eine Woche. Es roch nicht schlecht, weder im Zimmer noch im Flur, und die Frau sah sauber aus. Gut, Das genügte.

Dann ging er aus, es hielt ihn nirgends. Im Park schlittelten die Kinder und purzelten in ihren pelzverbrämten Mäntelchen im Schnee herum, kreischend und lachend mit ihren rosigen Gesichtern und lachenden Augen, die noch von nichts wussten. Nichts von sich und nichts von andern. Also auch nichts von einem Othmar Ruscht.

Er nahm sich vor, täglich hieher zu kommen, um seinem Pessimismus und der Verachtung, die er sich selbst zukommen liess, den Riegel zu schieben.

*(Fortsetzung folgt)*

# An unsere Abonnenten

Alle Abonnenten, deren Abonnement Ende März abgelaufen ist, haben vor einiger Zeit durch die Post einen Einzahlungsschein zur Abonnementserneuerung erhalten. Diejenigen unserer Leser, welche noch nicht einbezahlt haben, bitten wir höflich, dies **bis spätestens am 10. April** tun zu wollen. Nach diesem Datum werden die Nachnahmen versandt. Abonnenten mit Versicherung machen wir besonders darauf aufmerksam, dass bei Unfällen nur etwas entschädigt werden kann, wenn das Abonnement bezahlt ist.

Wir danken für Beachtung und versprechen Ihnen, auch in Zukunft unser Bestes zu leisten, damit Sie an der «Berner Woche» Freude haben.

**Die Administration.**

Immer wieder haben religionsfeindliche Strömungen versucht, das Marterholz vor den Toren Jerusalems aus dem Gedächtnis der Menschheit auszulöschen und an dessen Stelle die Freiheit des Unglaubens zu proklamieren. Nie aber konnte dieses Symbol zerbrochen werden, im Gegenteil, meist wurden die Menschen hungriger danach, zu wissen, was mit diesem Jesus eigentlich sei. So war es nach der Häckelschen Aufklärungssucht, am Anfang unseres Jahrhunderts, da das Kreuz wieder zum allgemeinen Problem wurde. Und die Tatsache, zu sehen, wie gerade ernste Zweifler im Schatten der beiden Balken von Golgatha neuen Sinn vom Leben zu erhoffen suchten, entbehrt nicht einer gewissen Rührung. Ist es ein Zufall gewesen, dass Gerhart Hauptmann seinen «Emanuel Quint», den «Narr in Christo» schreiben musste, war es wirklich nur optisches Licht, das einen Fritz von Uhde verlockte, den Kinderheiland und den Freund der Enterbten im heutigen Milieu zu malen, das Lovis Corinth ein an alte Meister erinnerndes «Golgatha» malen musste, dass der Berliner Sozialist Karl Kretzer sein noch heute ergreifendes Buch «Das Gesicht Christi» schrieb, dass all die namhaften Künstler in dem Karfreitagsgeschehen nicht bloss einen farbigen Rhythmus fanden? Müssen wir Aufgeklärtseinwollenden, wir Klugen von heute, nicht darin eine geistige Notwendigkeit erkennen, die Notwendigkeit von der Weltbesiegung durch das Kruzifix, die Notwendigkeit von der Weltüberwindung durch Gehorsam gegen den Willen zum Opfer. Wir begreifen heute eher, warum zu den Zeiten der gewaltigsten Umwälzungen und der Entfaltung von Welt und Mensch gerade das Kruzifix die Standarte der Müden und die Sehnsucht der Gewinnenden war. Dass eben nur in diesem Zeichen gesiegt wird. Schon den ersten Christen galt das Kreuz als heiliges Symbol, doch sie, die selber noch viel ihres Glaubens wegen zu leiden hatten, mieden seltsamerweise das Symbol bildlich darzustellen. In den Katakomben gibt es nur wenige Darstellungen von den ersten Graden der Passion. Noch waren Juden und Römern der Kreuztod ein zu verächtlicher Akt des Strafrechts, als dass sie nicht mit weiser Vorsicht diesen unerhörten Urgrund des Christentums nach Möglichkeit verschwiegen hätten. Ein Spottkruzifix, das bei römischen Ausgrabungen gefunden wurde und das dem 3. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung entstammen dürfte, zeigt, welche Gefahren das Zeichen Christi für die Propaganda des Christentums barg. Da steht vor einem Kreuz ein Mensch mit einem Eselskopf und zur Seite ein Anbeter: Alexamenos verehrt seinen Gott. Solch eine banale Karikatur konnte damals der Ausbreitung des Christentums gefährlicher sein, als das drohende Schwert heidnischer Richter. Das paulinische Wort, den Griechen ward ich ein Grieche, hat dem christlichen Glauben den Weg aus der asiatischen Provinz hinüber in das Weltreich der Kultur geebnet. Deshalb liess die damalige Konvention die christlichen Künstler der ersten Jahrhunderte die Ausdrucksform der klassischen Kunst annehmen, und so sahen diese Maler und Bildhauer den Heiland als appollinischen Jüngling. Auch nach dem Siege Konstantins, der das Christentum zur Staatsreligion erhob und sich die Maler also nicht mehr zu fürchten brauchten, christliche Symbole darzustellen, ja, als sie Aufträge bekamen, die Kirchen mit Mosaiken zu schmücken, hüteten sie sich, Christus als Gekreuzigten zu zeigen. Immerhin wurden schon einige Szenen der Passion auf Sarkophage und Wände gemalt. Die Kreuzigung selbst ist aber sehr wahrscheinlich kaum vor dem 5. Jahrhundert erstmals bildlich wiedergegeben worden. Dann mehrten sich langsam die Kreuzesdarstellungen. Im 6. Jahrhundert